

Leesprobe

Adelina Zwaan

Anemomen

LIEBE



Copyright © 2023 AZ Books
Vertreten durch AZ Books – Leipzig
c/o K. Förster Rosenweg 52 04209 Leipzig
kontakt@az-books.de Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Verwendung oder Verbreitung durch unautorisierte Dritte in allen gedruckten, audiovisuellen und akustischen Medien ist
untersagt. Die Textrechte verbleiben beim Autor, dessen Einverständnis zu dieser Veröffentlichung vorliegt. Für Satz-
und Druckfehler keine Haftung.

www.az-books.de
[@autorin_adelinazwaan](https://www.instagram.com/autorin_adelinazwaan)

Musik zum Buch

Eine lieb gewordene Tradition ist die Freigabe der Musikliste zum Buch (Spotify), auf der alle Titel gelistet sind, die mich bei diesem Projekt inspiriert haben. Ich wünsche viel Freude mit einer Stunde, dreizehn Minuten purem Musikgenuss für das besondere Roman-Feeling.

Spotify-User: AZ Books
Playlist: [Buch – Anemonen Liebe](#)

Speak Easy von Mansionair
Who's There von Peter Sandberg
Hell To The Liars) von London Grammar
Where's My Love von SYML
Holland von Novo Amor
One Day von Kodaline
From Gold von Novo Amor
Waves von Canyon City
Saturn (Instrumental) von Sleeping At Last
DNA von Lia Marie Johnson
Unbreakable von Jamie Scott
Sieben Milliarden von Soolo
Refuge (Outro) von Canyon City
Wild Roses von Of Monsters and Man
Crazy – Alex Cruz
Wrecked von Natalie Taylor
Tomorrow Will Be Gone von Axel Flóvent
Give Me You von Jon Guerra, Andrew Belle
Dein Lied von Laith Al-Deen

Vita

Anna Conradi (Pseudonym), 1971 in der Hansestadt Wismar geboren, lebt nach unzähligen Stationen im In- und Ausland heute in Leipzig. Seit Kindertagen von Büchern und dem Theater fasziniert, entdeckte sie ihr Herz für Liebesromane. In ihren einfühlsamen und authentischen Romanen gewährt sie einen tiefen Einblick in die innere Zerrissenheit ihrer meist bindungsunfähigen, aber charakterstarken Protagonisten. Schreibt sie nicht, arbeitet sie bei einem kommunalen Energieversorger oder gestaltet einzigartige Grußkarten.

Widmung

Immer dachte ich, dass Amor mich übersehen hat, vielleicht sogar vergessen. Heute Nacht hat er mit seinem Pfeil voll in die einhundert getroffen. Eben in die eintausend. Alle erwarten von der Liebe, dass sie fanfarenartiges Getöse macht.

Tut sie aber nicht. Sie ist ein sehr stilles Wesen, das sich nur in jedem selbst offenbart.

Leise, unscheinbar und doch gewaltig.

Adelina Zwaan

Kapitel 1



Erschöpft drehe ich den Schlüssel im Schloss der Wohnungstür, und sie öffnet sich lautlos. Ein Seufzer entweicht mir, sobald ich endlich die Schwelle meiner Wohnung übertrete. Die Tür fällt ins Schloss und ich lehne mich von innen dagegen, als wäre sie ein Schutzwall, der mich vor der Außenwelt schützt. Erleichtert sacke ich zusammen, schliesse die Augen und verbanne die Welt mit einem Wimpernschlag aus meinem Bewusstsein.

Endlich zu Hause. Endlich wieder in meiner Wohngemeinschaft, einem bizarren Dreiergestirn aus einem frustrierten, dem Leben enttäuschten Scheidungsoffer, einem Freigeist, der die Welt bereist, und mir, die zwischen den Welten wandelt. Wir drei sind ein kurioses Zusammentreffen von gebrochenen Seelen und verlorenen Träumen.

Kraftlos streife ich mir die schwarzen Lackpumps von den schmerzenden Füßen. Mit einem befreienden Krachen landen sie in der Ecke. Ich fühle mich erleichtert, wenn ich die Last dieser Schuhe abstreifen und meine Fußsohlen auf

dem kühlen Parkett spüren kann. Welch ein Moment der puren Wohltat, wie die Enge weicht und meine müden Glieder sich der Freiheit hingeben.

Behutsam strecke und recke ich meine Zehen. Sie sollen begreifen, dass sie nicht länger in ihrem unbequemen Gefängnis eingesperrt sind. Doch das Leben kehrt nur zögerlich zurück, als hätten meine Füße Angst vor der Realität.

Die Schuhe, die ich auf der Arbeit trage, quälen mich. Ich weiß, dass mein Unbehagen nicht allein an ihnen liegt, aber in diesem Moment nervt mich einfach alles. Diese Schuhe werden zum Symbol meines Scheiterns.

An irgendeiner Weggabelung bin ich falsch abgebogen. Seitdem zwingt mich meine Füße in unbequeme Pumps. Die eigentlich Schuldige für die verkorkste Situation bin ich. Meine Schuhe sind unschuldige Zeugen meiner persönlichen Irrfahrt.

Zweifel haben sich in mir breitgemacht, nicht in Form eines dramatischen Gewitters, sondern leise und unschuldig wie Schatten im Abendlicht. Ich beginne, mir Gedanken zu machen, wie ich bislang mein Leben gestaltet habe. Ehrlich gesagt, gibt es nicht viel Rühmliches zu berichten. Das Bild, das sich mir bietet, ist wie ein unfertiges Gemälde, dessen Konturen noch im Dunkel der Selbstreflexion verweilen.

Ich wohne in einer Wohngemeinschaft. Mit dreißig Jahren gleicht das eher einer ruhmlosen Karriere. Mein Arbeitgeber wirft die Idee einer Versetzung nach München in den Ring und dieser Vorschlag wirft mehr Fragen auf als mein Umfeld erraten kann. Jedes Mal, wenn ich die Tür hinter mir schließe und nach Hause komme, brodeln es förmlich in meinem Kopf.

Gewiss, die Versetzung wäre auf meinem Lebenslauf ein glänzendes Juwel und würde sich positiv auf meinen Geldbeutel auswirken. Aber meine Familie lebt hier in Berlin, ein entscheidender Faktor gegen einen Umzug nach München. Die Entscheidung steht zwischen den Sternen und den Straßen Berlins, zwischen Karriereglanz und familiärer Geborgenheit.

Die Frage, die sich mir immer öfter stellt, lautet: Was erwarte ich von meinem Leben? Unweigerlich drängt sich mir die bittere Erkenntnis auf, dass ich es bisher in die falschen Bahnen gelenkt habe. Diese ungeschminkte Tatsache überkommt mich mit Wucht, wenn ich die Wohnungstür hinter mir schließe und meine Gedanken nicht mehr von dieser knallharten Realität ablenken kann. Hier, in meinem Zuhause, spüre ich am deutlichsten, dass meine Lebensrichtung dringend einen Kurswechsel braucht.

Niemand empfängt mich mit offenen Armen, nur eine erfrischende, kalte Dusche und mein behagliches Bett warten. Bald schon in einer Stadt, in der ich niemanden kenne und die mich Hunderte von Kilometern von meiner Familie trennt. Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr. So sieht vermutlich meine Zukunft aus.

Wie trostlos.

Abgekämpft schleppe ich mich ins Badezimmer und befreie mich von meinen Kleidern. Eine belebende Dusche ist dringend nötig. Das kühle Wasser gleitet über meine Haut und spült die unsichtbare Last fort, die sich im Laufe des Tages auf mich legt. Hier zu Hause brauche ich diese Barriere nicht.

Bei diesem vertrauten Ritual finde ich wieder zu mir selbst zurück. Jeden Tag nach der Arbeit träume ich davon, wie befreiend es wäre, wenn ein solches Ritual überflüssig wäre. Stattdessen verkommt die Dusche in letzter Zeit zur ›Hüllenabwaschzentrale‹.

Sowie ich den Wasserhahn öffne, ergießt sich das eiskalte Wasser in die Dusche. Ich tauche meinen Kopf unter den belebenden Strahl und warte, bis die Kälte ihren Zauber entfaltet, den pochenden Kopfschmerz betäubt. Erst dann drehe ich den Wasserhahn zu, bleibe aber unter dem Brausekopf stehen, lehne meinen müden, schweren Kopf gegen die angenehm kühlen Fliesen. Aus meinen Augen gleiten Tränen, so heiß wie Lava, denn der Schmerz verschlingt meine Sinne.

Gott, hilf mir, endlich eine Entscheidung zu treffen, murmele ich in Gedanken. Eine, die mich aus diesem endlosen Trott reißt. Eine, die diese quälenden Kopfschmerzen beendet. Was muss ich also tun, damit es bald bergauf geht? Sag mir, was?

Bedauerlicherweise bleibt eine Antwort auf meine Fragen aus. Ich wickle mich in das Badehandtuch und trete vor den Spiegel. Eine erschöpfte Frau mit geröteten Augen schaut mich an.

Die Stille des Badezimmers scheint meine stummen Rufe zu erwidern. In diesem Moment ist der Spiegel nicht nur ein Abbild meiner Äußerlichkeiten, sondern auch ein stummer Zeuge meiner inneren Schlachten. Ein Echo der Sehnsucht nach Veränderung, das im Raum hängt wie der Duft von frisch gefallenem Tränen.

Wenn ich schmerzfrei bin und mich vor Schmerz keine Heulattacken überkommen, strahlt meine Irisfarbe in ihrer ganzen Pracht. Grünbraun, wobei das Grün dominierend ist und beim Betrachter entweder Be- oder Unbehagen hervorruft. Mein leicht gelocktes, braunes Haar klebt an meinem Kopf. Das kalte Wasser rinnt in dünnen Fäden zum weißen Handtuch hinab, das mich angenehm wärmt. Ich bin nicht sonderlich angetan von meinem Anblick und wende mich gleichgültig ab.

In der Küche lasse ich Wasser in den Wasserkocher laufen. Ich schnappe mir einen meiner Lieblingskekse und erinnere mich daran, wie ich neulich meiner Mutter beim Backen zusehen habe.

Die Keksbrösel knirschen zwischen meinen Zähnen, und der süße Geschmack der Erinnerung schmilzt auf meiner Zunge. Meine Mutter, mit ihren Händen, die Teig und Zutaten bändigen, hat immer eine Welt voller Wärme und Trost geschaffen. Jetzt, wo die Realität kalt und trostlos wirkt, werden die Erinnerungen an diese Küchentradition zu einem Lichtstrahl in meiner düsteren Welt.

Sie stand am Küchentisch der Wohngemeinschaft, mit einem vertrauten Lächeln auf den wohlgeformten Lippen. Um ihre sanft geschwungene Hüfte trug sie eine grüne Leinenschürze.

Meine Augenfarbe habe ich von ihr geerbt. Sie erinnern an einen üppigen Karamellbonbon. Ihr Blick offen und fröhlich, harmonierend mit den aufwärtsgebogenen Mundwinkeln. Ich schwöre, diese sind von ihrem anhaltenden Lächeln abgewandt. nach oben gebogen. Das sind sie eigentlich immer, seit ich denken kann. Ihre braunen, leicht ergrauten Haare hat sie in einem lockeren Zopf gewunden, der über die Schulter hängt.

In vielerlei Hinsicht ähnele ich ihr, und ich kann mir bildlich vorstellen, wie ich in ihrem Alter aussehen werde. Vermutlich leicht untersetzt, mit noch immer glatter Haut und einigen grauen Strähnen, die nicht nur für ein erlebtes, sondern auch erfülltes Leben stehen. Die Frage bleibt: Werde ich genauso glücklich und zufrieden strahlen wie sie?

Meine Mutter geht mit einer unvergleichlichen Hingabe an alles heran, was sie in die Hände nimmt. Als sie in unserer Küche stand, habe ich sie eine Weile betrachtet, mich dabei immer nachdenklicher gefühlt. Die Scherben meiner Beziehung musste ich gerade erst zusammenfegen, also wagte ich die Frage: »Was mache ich nur falsch?«

Mitten im Kneten des Teigs hielt sie inne und sah mich aus ihren bildhübschen, klaren Augen an. Das einfallende Licht brach sich in ihrer Iris und brachte sie zum Leuchten. Es sah aus, als wären ihre Augen ein grüner Bergsee. Diesen Schimmer fand ich fesselnd.

»Aber Liebes, du machst nichts falsch. Benno war der falsche Mann für dich. Der Rest ist in Ordnung und garantiert kein Grund, monatelang Trübsal zu blasen.«

Sie kam zu mir um den Tisch, auf dem der halbfertige Teig klebte. Mütterlich besorgt schloss sie mich in ihre Arme, hielt mich lange fest, küsste liebevoll meine Stirn und wiegte mich, als wäre ich zehn Jahre alt.

»Aber du und Papa ...«

»Wir hatten Glück, weil wir uns früh im Leben begegnet sind.«

»Ich will auch einmal Glück haben und früh im Leben jemandem begegnen«, heulte ich aufgewühlt los, obwohl ich es eigentlich nicht schön finde, unaufhörlich wegen der Trennung zu flennen.

Ich fühlte mich wie eine elende Versagerin, die ein ödes, trostloses Leben im Hamsterrad lebt und von ihrem Arbeitgeber nach Belieben in die Fremde versetzt werden darf. Ein Kind meiner Zeit. Und unglücklich damit.

»Das wirst du«, tröstete sie mich und herzte liebevoll meine klatschnassen Wangen. »Höre einfach auf dein Herz, wenn die nächste Entscheidung ansteht. Dann findest du von allein, wonach du suchst, bleibe aber locker und verkrampfe dich nicht. In der Zwischenzeit genießt du meine Kekse. Die bringen auch Glück.«

Mir blieb nur, die Tränen hinaufzuschniefen. Über ihre kreative Interpretation des Glücksgefühls musste ich lächeln. Natürlich auch darüber, wie mühelos sie die viel

zu enge Kurve hinbekam. Ihre liebevolle Art, mich aufzumuntern, funktioniert fast immer. Dazu braucht sie nicht einmal etwas Tiefschürfendes zu sagen. Ihre schlichten, kurzen Sätze treffen immer ins Schwarze und beruhigen mich.

Einen eingängigen Schlager summend tänzelte sie zu dem unfertigen Teig, um ihn weiter zu kneten. Bald schon war das Blech mit dem ausgestanzten Keksteig belegt. Das Lied pfeifend schob ich es kurz darauf in den vorgeheizten Backofen und wurde dabei genauestens aus dem Augenwinkel beobachtet.

Ein Keks, angeblich ein Glücksbringer, zerkrümelt gerade in meinem Mund. Ich beschliesse, meine Mutter heute Abend anzurufen. Der Wasserkocher klackt und reißt mich aus meinen Tagträumen. Ich kaue den Keks und gieße den Tee auf.

Hm, er duftet ausgesprochen köstlich.

Nachdem der Tee durchgezogen ist, schlurfe ich schwerfällig in mein Zimmer. Auf dem Schreibtisch thront der Laptop, den ich regelmäßig nach Feierabend anschalte, um im Internet nach Jobangeboten zu suchen. Stellenportale gibt es wie Sand am Meer.

Ich setze mich, stelle die Tasse ab und massiere meine Finger. Wie an jedem Abend gebe ich verschiedene Suchbegriffe ein. Interessante Angebote landen in einem eigens dafür angelegten Verzeichnis. Dort tummeln sich auch einige ältere Anzeigen, die ich lösche.

Zur Abwechslung wähle ich heute irgendeine Nummer, anstatt die Arbeitsangebote nur abzuspeichern. Schließlich soll es nicht länger beim bloßen Sammeln von Stellenanzeigen bleiben. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt lautet eine Binsenweisheit.

Und da habe ich schon die Antwort auf die Frage, die ich mir vorhin unter der Dusche gestellt habe, selbst gefunden. Schließlich wird niemand etwas an meinem Leben ändern. Das kann nur ich. Also gilt es: Einmal kurz die Arschbacken zusammenzukneifen und einen Fuß vor den anderen zu setzen, bevor ich die Weichen stelle. Schön langsam und der Reihe nach. Dann klappt es hoffentlich in absehbarer Zeit mit einer schönen, besseren Zukunft.

Mein Handy klingelt.

Ich lehne mich in dem bequemen Drehstuhl zurück, die Teetasse in meiner Hand, weil ich gerade einen Schluck trinken wollte. Ich stelle sie nicht extra ab, schaue aber neugierig auf das Display, um zu erfahren, wer mich anruft.

Es ist Benno. Mein Ex-Freund.

Ich nehme einen großen Schluck und verspüre keine Eile, den Anruf entgegenzunehmen. So weit kommt es noch.

»Benno«, melde ich mich unhöflich, kurz angebunden und mit vollem Mund.

»Amelie, grüß dich«, trällert er.

Insgeheim stelle ich mir vor, wie er auf einer undefinierbaren, schleimigen Pampe ausrutscht. Seine gute Laune geht mir gewaltig auf den Sender.

»Was los?«, presse ich eine Spur unfreundlicher hervor, als nötig wäre.

»Ich wollte kurz nachfragen, wie es bei dir läuft«, antwortet er vorsichtig und auffallend unterwürfig.

Wir waren lange genug zusammen und er weiß haargenau, wie ich reagiere, wenn die Luft knapp wird. Vor Wochen hätte ich mich vielleicht gefreut, von ihm zu hören. Insgeheim hätte ich gehofft, er würde zu mir zurückkehren. Vor Liebeskummer am Boden zerstört, hätte ich beinahe alles getan, um dieses beschissene Gefühl endlich wieder loszuwerden. Albern, aber leider wahr. Zum Glück bin ich inzwischen über diese beschämende Stufe der Selbsterniedrigung hinweg und endlich auf dem Weg der Besserung.

»Miserabel. Ich brauche einen neuen Job und einmal guten Sex für meine Hormone«, murre ich ins Handy. »Willst du noch etwas wissen oder war es das?«

Ganz sicher hofft er nun, diesen Punkt mit einem gemeinsam verbrachten Schäferstündchen abzuhaken. Entsprechend geräuschvoll schluckt er am anderen Ende der Leitung, was unmissverständlich zu hören ist.

»Du wirkst gereizt«, erkennt der Blitzmerker und tönt dabei einen Hauch enttäuscht. Geht er etwa davon aus, dass ich vor Begeisterung platze, wenn er sich plötzlich täglich bei mir meldet und selten dämliche Sachen fragt?

»Na klar bin ich gereizt. Bei blöden Fragen reagiere ich nun einmal gereizt.«

»Na ja, ich frage, weil ... was den Sex betrifft, könnte ich dir behilflich sein. Dann steigt deine Laune eventuell ein wenig.«

Wusste ich es doch. Ich könnte mich glattweg übergeben. So ein hormongesteuerter Trottel, dem ich vor kurzem noch so bedeutungslos war wie ein vergessener Traum.

»Du kannst es dir nicht vorstellen, wie sehr ich dich vermisse,« murmelt er und ich unterdrücke den Drang, laut zu lachen. Vermisst? Warum ist er dann zu seiner Ex zurückgerannt, als hätte er den allerletzten Zug verpasst?

»Das Letzte, was ich will, ist Sex mit einem, dem ich vor Wochen noch so gleichgültig war wie eine gutaussehende Frau dem Pontifex.« Mein Tonfall ist kühl, meine Worte klingen ein frostiger Schauer. »Wenn du unbedingt Sex mit mir haben willst, verstehe ich nicht, warum du während unserer Beziehung zu deiner Verflossenen zurückgelaufen bist. Nein, danke. Lass es gut sein, Benno. Da sinkt meine Laune eher noch weiter in den Keller.«

Die Worte hängen in der Luft, eine unsichtbare Barriere zwischen uns. Ich hoffe, er erkennt es und begreift endlich, dass ich mich null über seinen Anruf freue und ihn nicht in mein Bett lasse.

»Hattest du Stress auf der Arbeit oder ist es nur der fehlende Sex?« Benno versucht, die Dinge mit einem leichten Ton zu nehmen, als wäre unsere Trennung bloß ein vorübergehendes Missverständnis. Doch ich durchschaue ihn. Das ist Benno, wie er leibt und lebt, oberflächlich, impulsiv und dabei so verdammt unwiderstehlich.

Ich atme tief durch und versuche, den Wirbelsturm in mir zu bändigen. Ein Moment der Stille breitet sich aus, gefolgt von einem Seufzen, das aus meiner Kehle kommt.

Eine Weile spiele ich mit dem Gedanken, diesen unmöglichen Kerl durch den Telefonhörer zu ziehen, ihn zu packen und durchzuschütteln. Doch nein, es wäre keine gute Idee. Er würde es ohnehin nicht verstehen. Die Sache mit der Versetzung nach München werde ich ihm schon gar nicht auf dem Silbertablett servieren. Dieser Kerl ist so dermaßen unsensibel und obendrein unverschämt.

»Warum ich gereizt bin, geht dich ein Scheiß an. Mein weiteres Leben geht dich nichts an, seitdem du ...«

Energisch beiße ich mir auf die Zunge, unterdrücke den Drang, ihm meine verletzten Gefühle um die Ohren zu schleudern. Er ist definitiv der falsche Gesprächspartner für so etwas.

»Ich höre,« sagt er vorsichtig und tastet sich geboten näher, als würde er auf weitere Andeutungen meinerseits warten.

»Lass mich in Ruhe. Ich fühle mich sterbensmüde und absolut groggy. Seit Monaten versuche ich, mein Leben auf die Reihe zu bekommen. Ohne dich, also höre auf, mich ständig anzurufen.«

Seine Antwort kommt wie ein sanftes Flehen, eine leise Brise, die versucht, den Sturm in meinem Inneren zu beruhigen. »Lass mich dir helfen.«

»Warum hörst du nicht einfach zu, was ich dir sage? Ich will, dass du mich in Ruhe lässt. Falls ich eines schönen Tages über dein Verhalten lachen kann, spreche ich vielleicht wie eine erwachsene Frau mit dir. Momentan fühle ich mich dazu nicht in der Lage. Das liegt daran, dass mein letzter Freund ein waschechtes Arschloch war.«

Seine Reaktion ist ein aufgeregtes Zischen, als würde purer Ärger in seiner Stimme brodeln. »Machst du etwa mit diesem Versager Bernd herum?«, fragt er, die Worte fast herauszischend, während er schneller zu atmen scheint.

Bernd, mein Mitbewohner, ist ein Kapitel in meinem Leben, das ich so nicht geplant habe. Ein schwerwiegender Fehler war es wohl, Benno davon zu erzählen. Ein Gedanke, der wie ein Sturm durch mein Inneres fegt, wenn ich daran denke, wie manche Männer das Gewicht der Worte tragen. Sie malen sich Bilder aus, die wie Schatten auf ihren Gedanken lasten, nie verblassend.

»Und wenn ich mit dem Innenminister von Japan eine Liaison hätte? Was geht es dich plötzlich an? Es nervt mich extrem.«

»Aber ich liebe dich.«

»Lügner!«, entfährt es mir ungehalten. Ich richte mich abrupt auf, der Drehstuhl knarzt protestierend.

»Ehrlich, es tut mir so unendlich leid, was geschehen ist«, murmelt er.

Seine Worte klingen reumütig, aber in mir brodeln eine Übelkeit, die sich kaum beschreiben lässt. Es ist, als wäre der Raum plötzlich enger geworden, als würden

unsichtbare Fäden mich mit Benno verbinden, aus denen ich verzweifelt versuche, mich zu befreien. Doch die Worte, hängen schwer wie Blei in der Luft.

In der frostigen Einöde meines Herzens klafft eine schmerzhaft Leere. Ein Abgrund, der mich an einen gewaltigen Krater erinnert. Hier ist vor Kurzem der Meteor mit dem Namen »Benno Tautendorf« eingeschlagen.

Seither reckt sich kein Baum mehr stolz gen Himmel. Die Erde rund um diesen Ort des Unglücks liegt rabenschwarz verbrannt da und wirkt wie eine unwirkliche Ödnis in der drückenden Mittagssonne. Es scheint, als wäre jegliches Leben aus dieser Gegend geflohen, und die Stille, die nun herrscht, erdrückt alles Lebendige.

Am Telefon herrscht eine bedrückende Stille, die mich wie ein eiskalter Windhauch durchdringt, bevor er mit einem leisen Seufzen hinzufügt: »Ich war ein Idiot.«

Ich denke, dass ich es sofort unterschreiben würde, wenn jemand mir den Vertrag für den Austausch meines Schmerzes anbieten würde.

Nach einem weiteren, schweren Seufzen durchbricht er die Stille mit den leisen Worten: »Gute Nacht, Amelie.«

Schweigend beende ich das katastrophal verlaufende Gespräch. Wir sind ein Jahr zusammen gewesen. Dummerweise habe ich mit jedem Monat angefangen, an mehr zu denken. Aber er nicht. Er ist gegangen.

Zu seiner Ex.

Momentan ruft er mich täglich an und fragt fortwährend nach, wie ein ständiger Herbstregen, wie es mir geht oder es etwas Neues gibt. Ich habe unzählige schlaflose, tränenreiche und stockfinstere Nächte durchlebt, um über seine Untreue hinwegzukommen. Und bis heute ringe ich erbittert darum, meine zerzausten Gefühle zu ordnen. Was ich dabei feststelle, ist dies: Mein Feuer für ihn, das einst so lodern war, ist erloschen.

Puff, und aus. Als hätte ein unsichtbarer Luftzug geholfen, die Flammen zu ersticken.

Die Tage verweben sich zu einem Muster aus Tränen und Selbstfindung. Die Worte, die er spricht, verhallen in der Leere meines Herzens. Ein Jahr der Liebe, das nun wie ein Kartenhaus in sich zusammengefallen ist. Während ich morgens in den Spiegel blicke, erkenne ich nicht nur die Bruchstücke einer gescheiterten Beziehung, sondern auch die Kraft, die in mir erwacht.

Puff, und aus. Aber nicht mein Licht. Es hat sich nur verlagert. Von ihm zu mir.

Ich brauche niemanden an meiner Seite, der mein Vertrauen derart gefühllos hintergeht und mich mit Füßen tritt. Einerlei, wie vorsichtig er wieder an meine Tür klopft, sie bleibt verschlossen. Untreue kann ich unmöglich verzeihen. Das war noch nie meine Stärke.

Was bleibt, sind schmerzhaft Erinnerungen an einst reizvolle Gefühle und zahlreiche unerfüllte Wünsche für mein restliches Leben. Ich möchte einen treuen, aufrichtigen Partner an meiner Seite, eine stabile Beziehung und eine ehrenwerte Arbeit.

Habe ich aber alles nicht.

Was ich stattdessen in den Händen halte, ist schlicht und ergreifend: die Nase gestrichen voll. Am liebsten würde ich meine Sachen achtlos in eine Plastiktüte stopfen und einfach verschwinden. Wohin ist egal, Hauptsache, das Muster der Tapete an der Wand ändert sich.

Doch dafür ist es notwendig, endlich einmal radikaler zu denken. Auf den ausgetretenen Pfaden des Gewohnten sind Entdeckungen undenkbar. Mein Blick wandert zu meiner Pinnwand, an der ein kleiner, viereckiger Zettel hängt, übersät mit handschriftlichen Notizen.

»Traumjob gesucht! Ohne pochende Kopfschmerzen. Zufriedenheit. Sinnvolle Tätigkeit. Nachhaltig.«

Ich gestehe, ich liebe Listen. Sie machen Dinge sichtbar, greifbar, und sie irren nicht ziellos im Kopf umher. Sie müssen raus. Das ist ihre Bestimmung. Alles, was im Kopf oder im Herzen stecken bleibt, macht letzten Endes krank.

In diesem Moment, während ich die Worte auf dem Zettel lese, wird mir klar: Es ist Zeit für einen Wandel. Der Traumjob, die Zufriedenheit, eine Tätigkeit mit Sinn – all das verblasst in einem Arbeitsumfeld, das nur pochende Kopfschmerzen hinterlässt. Es ist an der Zeit, das Leben auf eine nachhaltige Weise zu gestalten, nicht nur im Beruflichen, sondern auch in der Liebe. Und vielleicht, wenn ich diesen Weg beschreite, finde ich nicht nur den Traumjob meines Herzens, sondern auch die Liebe meines Lebens. Die Entscheidung ist gefallen, und nun liegt die Welt offen vor mir, bereit für neue Entdeckungen.

Nach dem Gespräch mit meiner Mutter habe ich eine weitere Liste meiner Wunschliste verfasst. Diese könnte alle interessieren, für die Selbstgespräche nicht merkwürdig klingen. Sie ist ganz bewusst an das Universum adressiert und schmückt seither meine Pinnwand. Oft lese ich sie.

Ehrlich gesagt, immer wieder.

Wenn ich an diese Liste denke, male ich mir die gewünschten Dinge lebendig aus. So, wie sie sich in meiner Vorstellung später anfühlen sollen. Diese Liste ist sozusagen mein Inserat, eine Aufforderung an das Universum, den Mann fürs Leben zu finden.

Mein Traummann.

Das klingt kitschig, aber nach dem Fiasko mit Benno ist mir jedes Mittel recht. Sicherlich mag es verzweifelt klingen. Das bin ich. In höchstem Maße. Seit Benno. Egal, hier ist meine Wunschliste:

Traumprinz gesucht! Bitte sei:

über deine Beziehung vor mir hinweg,

ernsthaft an einer Familie mit mir (gerne auch mit einem Familienhund) interessiert,

wahrhaftig in mich verliebt,

ein Mensch, der uns durch uns wachsen und erblicken lässt,

Klingt arg verzweifelt, was? Mein Reden. Falscher Freund, falsche Arbeit ... das sind die nervigen Dinge, die ich zukünftig aktiv ausschließe. Falscher Freund hat sich bereits von selbst erledigt, nervt aber aktuell mit Anrufen.

Ein neuer Mann an meiner Seite ist nicht in Aussicht. Es steht buchstäblich in den Sternen geschrieben, ob ich ihn überhaupt jemals treffe. Diesbezüglich bleibe ich gerne geduldig, erwarte dann allerdings vom Universum, dass es zu einhundert Prozent passt.

Mindestens.

Der nächste Punkt, den ich aktiv angehen muss, ist meine unbefriedigende Arbeitssituation. Schon seit Längerem weiß ich, dass er der Hauptgrund für meine alltäglichen Kopfschmerzen ist. Ich möchte mich nicht wegen einer Arbeit räumlich von meiner Familie entfernen. Mir ist einerlei, wie anständig er bezahlt wird.

Ebendarum lege ich seufzend das Handy aus meiner Hand und schaue von meiner Pinnwand zum Laptop. Die Internetseite mit den Stellenbörsen hat sich während des Telefonats mit Benno aufgebaut. Wahllos klicke ich eine Stellenanzeige an.

Hoppladihopp, was tut sich denn da?

Das Angebot, welches ich als Erstes anklicke, kommt von einer Gärtnerei. Sie suchen einen Helfer in Großrachenau, was nördlich im Speckgürtel von Berlin liegt. Die Aufgaben klingen machbar, sofern der Bewerber etwas für Gartenarbeit übrig hat. Unkraut entfernen, Mithilfe bei Bepflanzungen, Aushilfe im Hofladen und Hofcafé. Eine spezielle Ausbildung ist nicht erforderlich. Einzige Bedingungen: passable Deutschkenntnisse, Fleiß und der Wille, sich rasch in die Aufgabe einzuarbeiten.

Klingt in meinen Ohren machbar, sinnvoll und nach einem entschiedenen Schnitt in meiner, geradlinig verlaufenden Karriere. Sogar radikal, weil ich gelernte Bürokauffrau bin.

Die Stellenbeschreibung klingt einladend. Geradezu verlockend. Habe ich die dazu nötige Courage? Andererseits hält diese Branche garantiert nichts von Krawattenträgern, wie ich sie aus meiner kenne. In der zählen ein dickes Auto vor der Tür, eine teure Wohnung in bester Stadtlage und ein Urlaub auf Pump, der nach einer Woche vergangen ist.

Oder zwei, wenn ich großzügig aufrunde.

Größtenteils lebt meine Branche genauso oberflächlich, wie die Medien es als Inbegriff der Konsum-Geilheit predigen, in mir jedoch nichts als Ekel aufsteigen lässt. Das finde ich widernatürlich und kontraproduktiv dem Gemeinwohl und dem Weltgefüge gegenüber.

Für das schlechte Gewissen dieser Raubbau-Lebenseinstellung wird dann regelmäßig für wohltätige Zwecke gespendet. Wie früher in der Kirche erkauft sich jeder das vermeintliche Seelenheil. Mein politisch interessierter Vater meint

beständig, es wäre ein moderner Almosenablass. Du meine Güte, jetzt klinge ich beinahe ebenso pessimistisch, wie er die aktuelle politische Lage bewertet.

Noch immer betrachte ich das Stellenangebot. Letztlich komme ich zu dem Schluss, dass es eine Chance ist, die ich ergreifen muss. Die Arbeit in einer Gärtnerei ist derart gegensätzlich zu meiner aktuellen Stelle und ich möchte gerne herausfinden, ob hier eine andere Lebenseinstellung gelebt wird.

Eine, die hoffentlich gescheiter zu mir passt.

Eine Arbeit ohne tägliche Kopfschmerzen und unliebsame Versetzungen. Dort wird eher in der Erde gewühlt und im Gleichklang der Natur gelebt als sich weiter von ihr zu entfernen.

Kurzerhand wähle ich die Nummer, die im Stellenangebot angegeben wurde. Es klingelt. Erst nach einiger Zeit meldet sich eine Frau, die sich jung anhört und sich atemlos meldet: »Hallo, hier Winter.«

»Guten Abend, Frau Winter. Hier spricht Amelie Richter. Frau Winter, ich rufe an, weil ich eben über Ihr Stellenangebot gestolpert bin. Die Stelle interessiert mich und ich wollte nachfragen, ob Sie derzeit noch eine Aushilfe suchen.«

In meinem Beruf hilft es ungemein, bei Telefonaten mehrmals die Namen zu nennen. Das weckt Vertrauen und dient als Türöffner.

»Hallo, Frau Richter. Ja, wir suchen noch. Besitzen Sie denn Kenntnisse?«

»Sie meinen im Gartenbau? Nein, ich weiß nur das, was ich im Garten meiner Eltern gelernt habe. Aber das ist nicht wenig zu nennen. Im Stellenangebot wurden jedoch keine Fachkenntnisse vorausgesetzt«, erinnere ich sie. »Ich meine damit, dass ich hart arbeite und kräftig anpacke. Beruflich möchte ich mich umorientieren und Gärtnerei klingt um einiges aufregender als Bürojob.«

»Sie arbeiten im Büro und wollen zu uns wechseln? Warum das?«

Im Hintergrund höre ich, wie ein Fahrzeug vorbeifährt und hupt.

»Ja, ich bin Bürokauffrau. Ich habe es satt und möchte etwas Sinnvolleres tun, als Kopien aus dem Drucker zu holen und Besprechungsprotokolle in Reinform abzutippen. Nichts gegen Besprechungsprotokolle. Sie sind wichtig. Und eintönig gleichermaßen, darum möchte ich die Branche wechseln. Noch bin ich in Anstellung, suche aber ernsthaft etwas Neues. Ihr Inserat ist mir ins Auge gestochen und ich finde, was Sie als Aufgabengebiet beschreiben, passt gut zu meinem Naturell. Was Sie beschreiben, klingt unglaublich abwechslungsreich. Damit ist es genau das, was ich suche.«

»Das hört sich doch super an. Nun, ich frage nach, weil die meisten Leute lieber ins Büro gehen würden. Ins Warme und daneben angemessen bezahlt.«

Bitter lache ich auf. »Glauben Sie mir. Ich suche etwas Anderes, Sinnvolleres. Und anständig bezahlt, ist in der freien Wirtschaft mittlerweile Auslegungssache. Es stimmt. In einem Büro ist es warm und trocken. Aber was, wenn ich als Mensch im Warmen und Trockenen auf der Strecke bleibe?«

»Im Garten Ihrer Eltern ... was haben Sie dort gemacht? Ich meine, was haben Sie dort gearbeitet?«

Sie beißt an und fragt weiter nach, daher deute ich das vorsichtig als Fisch am Haken.

»Ich habe Unkraut gejätet, Komposthaufen angelegt und gewendet, Beerenobst und Rosen geschnitten, im Hochsommer die Pflanzen bewässert. Besonders die im Gewächshaus, die ...«

»Wann haben Sie Zeit für ein persönliches Gespräch?«, unterbricht sie mich und scheint in Eile.

»Gerne morgen Nachmittag«, antworte ich aus dem Konzept gekommen, aber sogleich.

Ich frage mich, was von dem Gesagten sie überzeugt, mich näher kennenlernen zu wollen. Das wäre gut zu wissen, denn darauf könnte ich beim kommenden Gespräch den Schwerpunkt legen und ihn geschickt zu meinem Vorteil nutzen.

»Morgen passt mir gut. Um fünf? Die Adresse haben Sie ja. Wenn Sie in den Hof kommen, befindet sich mein Büro rechts im Altenteil. Ist kinderleicht zu finden.«

»Ich werde da sein, Frau Winter«, verspreche ich und ziehe ruckartig meinen rechten Unterarm samt geballter Faust nach unten.

»Bis morgen also«, verabschiedet sie sich.

Wow, das ist ja einfach gegangen, wie Teig ausrollen. Was auch immer sie überzeugt hat, morgen überzeuge ich noch mehr. Ach, was rede ich. Ich überzeuge sie komplett.

Mit ein bisschen Glück bin ich demnächst den Frustjob los. In diesem Fall habe ich einen wesentlichen Punkt in meinem Leben angepackt.

Noch einmal sehe ich zu meiner Liste. Geht doch. Beschwingt tänzele ich in die Küche, um meine Teetasse in den Abwasch zu stellen. Bernd hockt zusammengekauert am Tisch.

Nach der nervenaufreibenden Trennung von seiner Frau hat er schleunigst die freien Zimmer vermietet. Jetzt wohnen wir hier zu dritt, teilen die Miete, Freud und Leid. Wenn ich keinen Freund habe und sich der Hunger nach Nähe übermäßig anfühlt, teile ich mit Bernd sogar vereinzelt die Nähe.

»Na, wie war dein Tag?«, fragt er, sobald ich in die Küche eintrete.

Aktuell plagt ihn eine depressive Phase, von der er nichts hören will, die sich aber leider dadurch nicht zwangsläufig verdünnisiert. Bernds Tonlage verrät es eindeutig.

Nach dem Telefonat habe ich Auftrieb bekommen und fühle mich momentan hoch motiviert. Ich schlendere zum Kühlschrank, hole mir ein Bier heraus, setze mich an den Küchentisch und betrachte ihn. Er sieht derart mitgenommen aus, wie ich mich vorhin gefühlt habe.

Hundeelend.

»Bis eben grauenvoll. Ich hatte abartige Kopfschmerzen von dem ganzen Gelaber auf der Arbeit. Stell dir vor, vier Meetings hatten wir heute. Sophie ist wieder einmal ausgefallen und ich musste ihre Sitzungen übernehmen. Ich fühle

mich so was von gerädert. Aber eben habe ich ein Vorstellungsgespräch für morgen vereinbart.«

Bernd hebt seine müden Augen und starrt mich an, als hätte es ihn eiskalt erwischt.

Ich zucke mit den Schultern. »Waas? Wer, außer mir kann etwas an dem ganzen Mist ändern? Du solltest es auch endlich tun, statt ewig und drei Tage deiner Frau nachzuheulen und dir damit dein Leben selbst zu versauen.«

»Für mich ist der Zug längst abgefahren«, entgegnet er schlapp und starrt erneut stumpfsinnig vor sich her. Diesmal auf den Tisch.

Vom nervenaufreibenden Scheidungskrieg hat er schwere Depressionen bekommen und sich nie davon erholt. Daran trägt er eine Mitschuld, weil er nie ernsthaft etwas dagegen unternimmt. Bernd kommt mir wie ein Zombie vor. Wie ein körperliches Wrack, das auf seine Verschrottung wartet, indem er einen um den anderen Tag überlebt, statt zu leben.

»Du sitzt in dem Zug. Du selbst entscheidest, ob du in der ersten Klasse, in der zweiten oder im Frachtabteil sitzen willst.«

»Klugscheißerin«, bellt er mich heiser an, ohne aufzusehen.

»Ja, ja, ranze mich ruhig an. Ich sage das, weil du ein liebenswerter Mensch bist, der es verdient, eines Tages wieder glücklich zu sein. Lass dir helfen! Tue es für dich, denn das bist du dir verdammt noch eins schuldig. Der Rest findet sich von allein.«

»Du findest mich liebenswert?«

Diese Frage verwundert mich nicht zum ersten Mal. Sein Selbstbewusstsein reicht lediglich bis zur Höhe der Tischkante. Hoffnungsvoll heften sich seine braunen Augen an mich. Ich erkenne einen kleinen, verstörten Jungen, der begierig nach Liebe und Beachtung hechelt.

»Es ist doch schnurz, wie oft ich dir das sage, wenn du unfähig bist, es selbst genauso zu sehen. Dein Spiegel ist verzerrt und du brauchst dringend Hilfe. Ärztliche Hilfe.«

»Ich brauche dich, wie mir scheint«, entgegnet er mit zusammengezogenen Augenbrauen. »Damit wäre mir schon geholfen. Kommst du mit in mein Zimmer?«

»Ach Bernd, das haben wir doch schon mehr als einmal besprochen. Und nein, ich komme nicht mit in dein Zimmer. Ich wünsche mir einen Mann. Kein Kind, das eine Ersatzmutter sucht. Du sagst zwar, dass du mich brauchst, aber was du insgeheim willst, ist der Ersatz für einen Verlust, den niemand ersetzen kann.«

»Dann tröste mich wenigstens kurz. Mir buggy, wie du es nennst. Außerdem bin ich bis zum Anschlag geladen.«

Halsstarrig dreinblickend verzieht er seinen Mund, doch ich erhebe mich von dem Stuhl, statt tröstende Worte zu spenden. Mit glasigen Augen schaut er mich an. Ihm ist schnurzpiepegal, was ich sage, solange ich ihn für einen Moment tröste.

Zudem tut es aus seinem Mund weh.

Ich neige mich und küsse liebevoll seine Wange, auf der grau melierte Stoppeln wachsen. Was wäre er für ein liebevoller Partner, wenn er endlich den Verlust seiner Mutter und seiner Frau überwinden könnte.

Er missversteht meine Geste, umarmt und drückt mich an sich.

»Gute Nacht, Bernd«, murmele ich und reiße mich unerbittlich los.

In Gedanken versunken, betrachtet er meine unbekleideten Beine. »Wann hast du das Vorstellungsgespräch?«

»Siebzehn Uhr.«

»Ich denke an dich. Ich denke immer an dich.«

»Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Klugscheißerin.«

Lächelnd ziehe ich mein Shirt über das Gesäß, um ihm im Hinausgehen darauf hinzuweisen, wo er mich gerne einmal darf.

Kapitel 2



Am Morgen darauf wähle ich ein aufsehenerregendes Outfit für den Tag aus. Jedoch ist es nicht zu schick für den Gärtnereibetrieb, im Büro aber vorzeigbar. Gleich nach der Arbeit angele ich mir die Stelle in der Gärtnerei.

In der Nacht habe ich stundenlang wach gelegen und mir kühn ein farbenfrohes Leben als Angestellte in einer Gärtnerei ausgemalt. Ich habe Blumentöpfe über Blumentöpfe in meinem Traum gesehen, Hände vollgeschmiert mit Dreck, der bis unter die Fingernägel reicht. Alles hat herrlich nach fettem, fruchtbarem Ackerboden geduftet.

Obwohl ich wenig Schlaf gefunden habe, wache ich vor dem Klingeln des Weckers auf und fühle mich taufriech. Auf der Arbeit meldet sich Sophie erneut krank, daher übernehme ich ihre Sitzungsprotokolle, muss aber zeitgleich meine Arbeit, die Gästebewirtung und den Empfang managen.

Stress pur.

Zum Ausgleich gönne ich mir mehrere kleine Pausen, in denen ich auf meinem Handy die Route nach Großrachenau recherchiere. Per Landkarte schaue mich unter der angegebenen Adresse um. Aus der Vogelperspektive erkenne ich einen riesigen Dreiseithof und zwei gigantische, kommerzielle Gewächshäuser. Rings um den Hof erstrecken sich weitläufige Felder. Erst in einigem Abstand stehen weitere Höfe.

Die Homepage wirkt einladend, professionell. Laut Homepage liegt der Schwerpunkt eindeutig auf Ökologie, nachhaltiges Wirtschaften und Kundenbindung. Ich klicke auf mehrere Seiten und verschaffe mir einen ersten Eindruck über ihre Produkte.

Anemonen.

Hübsche Pflänzchen.

Jedenfalls gefallen sie mir optisch besser als Kakteen.

Anemonenarten sind das Spezialgebiet der Gärtnerei. Das Angebot umfasst bekannte und weniger bekannte Sorten. Deren Preise haben sich gewaschen, daher vermute ich so etwas wie spezielle Zuchtformen. Daneben bauen sie aber auch Kräuter an. Vornehmlich dreht sich allerdings alles um die Zucht von etablierten Sorten der Anemone und der Verkauf an umliegende Händler und Hofbesucher.

Mein Büroleiter ruft mich zu sich, um mit mir anstehende Arbeiten und deren Terminierung zu besprechen. Daher bleibt kaum Zeit, um etwas über die Inhaber zu erfahren. Mittags geht es auf der Arbeit meist hektisch zu, dabei hätte ich noch zu gern mehr über meine potenziell neuen Vorgesetzten erfahren.

Na ja, wenn ich schon ins kalte Wasser springe, dann komplett und kopfüber. Was soll's.

Nach Büroschluss, den ich sehnlichst herbeisehne, fahre ich durch eine typisch bäuerlich geprägte Landschaft, die im Speckgürtel von Berlin liegt. Es ist Frühlingsanfang. Zartes Grün sprießt auf den Futterfeldern.

Die Dörfer wurden größtenteils nach dem gleichen Schema angelegt. Überwiegend erstreckt sich um eine Kirche ein kleiner Dorfkern. Einige Höfe liegen weit verstreut außerhalb. Alles ist über Bundesstraßen und Autobahnen miteinander verbunden, damit die Landbevölkerung schnell in die Großstadt zur Arbeit gepumpt werden kann.

Die Stimme aus dem Navigationsgerät kündigt die Ankunft an und fordert mich auf, in einen schmalen Feldweg einzubiegen. Riesige Äcker säumen die kleine, staubige Schotterstraße, die ich schon aus der Vogelperspektive gesehen habe. Ein Hinweisschild weist den Weg zum Hofladen und Hofcafé. Letzteres empfängt ausschließlich am Wochenende Gäste.

Kein Zweifel, ich bin angekommen.

Vor einem schmiedeeisernen Zaun befindet sich ein kleiner Kundenparkplatz, auf dem ich mein Auto abstelle. Ich schlendere durch das große, sperrangelweit geöffnete Tor. Zunächst möchte ich genau wissen, was mich erwartet und lasse mir Zeit, um alles auf mich wirken zu lassen.

Das Altenteil liegt rechter Hand. Das Büro erkenne ich bereits von Weitem. Alles ist genau so, wie Frau Winter es am Telefon beschrieben hat.

Problemlos zu finden.

Gegenüber dem Altenteil steht ein aufsehenerregendes, zweistöckiges Wohngebäude. Ober und unterhalb des vierflügeligen Fensters schmückt ein

aufwendiger Stuck die Fassade, was sie feudal wirken lässt. Vor den Fenstern der unteren Etage hängen Blumenkästen, in denen Frühblüher ein Meer aus Blumen bilden. Das üppig blühende Blumenmeer rankt weit über den Rand der Töpfe. Fährt eine Brise durch sie hindurch, fühle ich mich seekrank, aber von himmlischem Wohlgeruch umgeben.

Eine grauweiß gefleckte Katze sonnt sich auf den breiten Treppenstufen, die zu einer dunkelgrünen Eingangstür führt. Sie besteht aus zwei Flügeln und ist mit handwerklicher Schnitzkunst verziert.

Zwischen dem imposanten Wohntrakt und dem renovierungsbedürftigen Altenteil erstreckt sich die modern ausgebaute Scheune. In der oberen Etage wurden bodentiefe Fenster eingebaut und die Fassade mit Holz verkleidet, welches silbergrau in der Nachmittagssonne schimmert.

Insgesamt wirkt der Innenhof picobello aufgeräumt. Glanzstück ist ein alter, dicker Baum. Er wächst mittig im Hof und trägt erste, zarte Blattknospen. In ihm zwitschern Vögel. Ihre munteren Rufe schallen von allen Wänden der drei Gebäude wieder.

Bald sprießen die ersten Blätter. Zartgrün, beinahe zerbrechlich. Dann wird es nach und nach wärmer.

Ich atme kurz ein und schliesse meine Augen. Was ich sehe, wirkt wie pures Landleben. Trotz pochender Kopfschmerzen fühle ich mich ausgesprochen gelassen. Bleibe ich weitere zehn Minuten stehen, verschwinden sie garantiert. Das finde ich schon jetzt um einiges besser als die tägliche Dusche nach Feierabend.

Leider bin ich nicht zur Kur hergekommen, darum schlendere ich zu einer Holzbank, die vor dem Bürofenster platziert wurde. Auf der liegt eine schwarze Katze, die sich ausgiebig putzt. Meine Hand gleitet zu dem Tier und kraut das weiche Fell.

Wenigstens kurz.

Prompt dreht sich der Kopf genüsslich in meine Richtung. Hätte ich mehr Zeit, würde ich ausführlicher mit dem freundlichen Tier schmusen und ebenfalls meine lästigen Kopfschmerzen loswerden. Alles an diesem Ort wirkt außergewöhnlich beruhigend auf mich.

Hier möchte ich unbedingt arbeiten.

Die Bürotür öffnet sich. Eine Frau erscheint. Überrascht mustern mich blaue Augen von oben bis unten. Der Blick gleitet zur Katze hinab, die meine Streicheleinheiten sichtlich genießt und flehend miaut.

Die Frau ist etwa in meinem Alter. Auf den ersten Eindruck wirkt sie herausgeputzt, als würde es geradewegs in den nächsten Nachtclub gehen. Die blonden Haare trägt sie streng zum Hinterkopf gekämmt, wo ein schwarzes Haargummi den wuchtig wirkenden Zopf hält. Als würde sie meine Gedanken errahnen, hebt sie eine ihrer unnatürlich stark gezupften Augenbrauen.

»Guten Tag. Ich bin Amelie Richter. Sind Sie Frau Winter?«

»Tag«, antwortet sie.

Ihr Gegengruß klingt gelangweilt. Nach dem ersten Ton bin ich heilfroh, dass ich mit meiner Vermutung falsch liege. Sie näselt stark, kann daher nicht Frau Winter sein.

»Nein, die bin ich nicht. Sie ist im Büro, telefoniert aber. Sind Sie wegen der Stelle gekommen?«

»Warum fragst du?«

»Weil sehr viele kommen und auch wieder abhauen.«

»Woran liegt das?«, erkundige ich mich. Mit dieser unvermittelten Frage unterbreche ich sie damit, mich unumwunden zu mustern.

»Größtenteils überschätzen sie die Arbeit und sich«, erklärt sie schmallippig und stöckelt an mir vorbei. Steif wackelt sie auf ihren abgeschrammten Absätzen über das holprige Kopfsteinpflaster.

»Und du? Arbeitest du auch hier?«, rufe ich hinterher.

Jählings bleibt die schönste Frau des Dorfes stehen und dreht sich zu mir herum, wobei mich ihre blauen Augen erneut beurteilen. Ihr Mund spitzt sich unübersehbar. Anschließend entscheidet die *Grande Dame*, zu antworten. »Sagen wir es mal so: Ich bin die rechte Hand des Chefs.«

Aha.

Hätte eure Majestät mal besser geschwiegen, saust es mir schlagartig durch den Kopf. Absichtlich verweigere ich ihr den standesgemäßen Hofknicks. Leute, die von sich in der Mehrzahl sprechen, ertrage ich überhaupt nicht. Dieser Typ Mensch bereitet mir arge Kopfschmerzen und erinnert eher an unerfreuliche Abschnitte meiner Lehrzeit.

Muss ich nicht unbedingt noch einmal haben.

»Na, das wird ja amüsant«, entladen sich meine Gedanken postwendend und lauter als ursprünglich beabsichtigt.

»Kommt ganz auf den Humor an, den du mitbringst. Von wo eigentlich?«

»Berlin, und von wo kommst du ursprünglich?«

Mit meinem vorlauten Konter finde ich stehenden Fußes eine neue Freundin. Zusammengekniffene Augen versprühen massenweise Gift, obwohl sie ihren Mund breit zu einem Grien verzieht. »Ganz sicher nicht von dort. Viel Glück Großstadtgöre.«

»Vielen Dank, rechte Hand des Chefs.«

Plötzlich wirft der Hausbaum ellenlange Schatten, dabei ist mir die Umgebung bis eben außergewöhnlich malerisch vorgekommen. Ich drehe mich um, drücke die Türklinke hinunter und befinde mich in dem Büro der Gärtnerei.

Unmittelbar vor mir erstreckt sich ein Tresen. Dahinter steht ein großer Schreibtisch, auf dem unzählige Papiere und aufgeschlagene Ordner liegen. Mir gegenüber entdecke ich einen runden Tisch und vier Stühle. Dort stehen zwei Tassen, die vermutlich von einer Besprechung mit der rechten Hand des Chefs stammen.

Nahe dem Tisch reihen sich Regale und Schränke aneinander, die bis zum Schreibtisch reichen. Die einheitlich beschrifteten Ordnerrücken lassen vermuten, dass hier eine auf Struktur bedachte Persönlichkeit arbeitet.

Ein Blick auf den Schreibtisch bestärkt meine Annahme. Er wirkt voll Arbeit, aber nicht planlos. Die Ablagekörbe quellen nicht über. Staub entdecke ich nirgendwo. Eine mittelblonde, schlanke Frau telefoniert. Auf Höhe des Unterleibes streicht ihre Hand über das Shirt.

Das ist also Frau Winter.

Ich trete an den Tresen und sehe aus dem Fenster, das einen überwältigenden Ausblick auf den verträumten Innenhof und das gegenüberliegende Wohnhaus bietet. Die Vögel zwitschern aufgeregt, streiten oder schimpfen wild durcheinander.

Ob die entspannte Katze der Grund ist? Die leckt aktuell gründlich ihre Pfote ab und ignoriert den Tumult der beunruhigten Piepmätze.

»Ja, ich weiß, aber sage ihr bitte auch, dass ich für diese Zeit dringend einen für den Übergang benötige. Nur ersatzweise«, erklärt Frau Winter in das schnurlose Telefon. Dabei nickt sie, als würde sie ihrem Gesprächspartner direkt gegenüberstehen. »Ja, wir haben gestern darüber gesprochen. Sage ich ja. Nein, damit hat es nichts zu tun und diesbezüglich halte ich deine Zweifel für unbegründet. Lass mich das machen. Du, ich habe jetzt das Vorstellungsgespräch und möchte an dieser Stelle unser Telefonat beenden.«

Für eine Sekunde lächelt sie einnehmend und mustert mich dezent aus attraktiven, blaugrauen Augen. Sie deutet zum Tisch, auf dem die beiden benutzten Teetassen stehen und bittet mich auf diese Weise, schon einmal Platz zu nehmen.

»Ich melde mich hinterher bei dir. Ja, mache ich. Sage mal, vertraust du mir nicht?«, lacht sie und beobachtet mich.

Ahh, möglicherweise dreht sich das Telefonat um meine heutige Vorstellung, daher lächele ich zurückhaltend und setze mich unter dem wachsamem Blick von Frau Winter an den Tisch.

»Gut, bis später«, verabschiedet sie sich, legt den Hörer auf und kommt herüber.

Sie trägt eine weite, bequeme Pumphose aus Leinen und ein unifarbenes Shirt, was bestens zu der schlanken Figur passt. Freundlich und warm, wie gestern am Telefon, begrüßt sie mich und streckt mir ihre schmale Hand entgegen. »Guten Tag. Tut mir leid, dass Sie einen Moment warten mussten. Haben Sie gut hergefunden?«

Nebenbei räumt sie die Teetassen vom Tisch und stellt sie auf ein Tablett, welches sich auf dem Tresen befindet.

»Ja, es war unkompliziert, den Hof zu finden.«

Sie setzt sich mir gegenüber und schaut mich neugierig, aber offen an. »Ich fand unser Telefonat gestern ausgesprochen interessant und wollte Sie näher kennenlernen. Leider kann mein Bruder heute nicht mit bei dem Gespräch sein.

Er bedauert außerordentlich seine Abwesenheit. Wir unterhalten uns dementsprechend allein.«

»Verstehe«, erwidere ich und ahne sogleich, mit wem sie am anderen Ende der Leitung gesprochen hat.

Der Chef von der rechten Hand, die ich eben vor der Tür getroffen habe. Wenn er so eine eingebildete Trulla zur rechten Hand macht, bin ich tierisch auf ihn gespannt. Spätestens jetzt rächt sich, dass ich keine Zeit für eingehende Recherche der Homepage gefunden habe.

»Warum wollen Sie die Branche wechseln?«

Mit dieser Frage habe ich gerechnet. Der Moment ist gekommen, in dem ich mich präsentieren darf und in dem sie sich ein genaueres Bild von mir machen kann.

»Ich habe von meiner Firma ein schmeichelhaftes Angebot für eine Versetzung erhalten. Leider sehe ich mich gegenwärtig nicht in der angedachten Position. Meine Familie ist mir sehr wichtig und die Entfernung wäre eindeutig zu groß.«

»Wohin sollten Sie denn versetzt werden?«

»Nach München.«

»Das ist tatsächlich weit.«

Zustimmend nicke ich.

»Und wie sind Sie auf unsere Branche gekommen?«

»Reiner Zufall. Ich habe Ihre Stellenanzeige gelesen, sie ansprechend gefunden und alle Optionen miteinander abgewogen. Neben meinen Stärken und Kompetenzen ist mir durch den Kopf gegangen, wie wunderbar radikal die berufliche Veränderung für mich ist. Ich sehe meine berufliche Zukunft in Ihrem Unternehmen«, gebe ich unverblümt zu.

»Laufen Sie etwa vor etwas fort?«

Verhalten lache ich auf, denn das trifft ja auf eine ganz kuriose Weise zu. »Oberflächlich betrachtet sieht es so aus, ja. Ich brauche einen Neuanfang, bin zu jedem Risiko bereit und wild entschlossen, etwas Wesentliches in meinem Leben zu verändern. Logischerweise zum Positiven.«

Klar ist mir bewusst, dass ich sehr viel mehr über mich preisgebe, als angeraten wäre. Ich mag keine Spielchen, somit können wir nahtlos zum Fachlichen überleiten. Dafür bin ich schließlich hergekommen.

»Sie sagten, Sie haben keinerlei Kenntnisse in ...«

»Falsch. Ich besitze lediglich keinerlei Ausbildung in Ihrer Branche«, entgegne ich bestimmt und mit fester Tonlage, die Selbstsicherheit vermittelt.

»Wenn ich Sie mir so ansehe ...«, murmelt sie diplomatisch, was weder überheblich noch abfällig klingt.

»Lassen Sie sich von Kleidung täuschen?«, unterbreche ich sie und hebe verwundert meine Augenbrauen in die Höhe.

Mein Blick kommt fragend und herausfordernd zugleich daher. Sie faltet ihre Hände und schaut mich geradeheraus an. Meine Gegenfrage ist eine Punktlandung, weil sie genau ins Schwarze trifft.

Auf mich wirkt Frau Winter nicht oberflächlich. Weder die Art, wie sie sich sprachlich ausdrückt, der nonchalante Kleidungsstil noch das Mienenspiel lassen darauf schließen. Ich finde sie sympathisch.

»Sie erwähnten im gestrigen Telefonat, dass Sie schon einmal Rosen geschnitten haben«, fährt sie fort und scheint über den netten Gesprächsverlauf ganz augenscheinlich angetan.

»Ja, im Garten meiner Eltern.«

»Welche?«

»Strauchrosen, Beetrosen ...«

»Wo liegt der Unterschied beim Schnitt?«, unterbricht sie mich schnell.

Vermutlich lotet sie aus, ob ich nur Müsli daher schwatze oder ein wenig Verständnis für die Natur mitbringe. Kein Problem. So läuft das Bewerbungs-Spiel und ich würde es an ihrer Stelle nicht anders handhaben.

»In der Art des Schnittes. Jede Rosengattung besitzt andere Wuchseigenschaften, die beim Schnitt berücksichtigt werden müssen.«

»Woran erkennen Sie ein Auge an einem stark verholzten Rosentrieb?«

Ihre Fragen erinnern mich an einen schnellen Schlagabtausch beim Tischtennis. Zweifelsfrei beabsichtigt sie damit, zackig fachliche Fakten abzuklopfen, ohne dass mir Zeit zum Luftholen bleibt.

»Es sieht schwarz aus und liegt direkt ...«

»Sie bekommen die Stelle.«

»Wie bitte?«

Meine Stimme klingt überrascht, obwohl ich genauestens erfasse, dass ich als passabler Gegner beim Tischtennis-Match gelte. Allein der Inhalt kommt für mich erstaunlich überraschend und schnell.

»Sie bekommen die Stelle«, wiederholt sie geduldig und legt ihre Hände auf die Armlehnen, während sie sich im Stuhl zurücklehnt. »Sofern Sie die Stelle noch interessiert.«

Ich nicke. Logisch bin ich interessiert.

Echt mal. Wie kann ich bei diesem imposanten Hausbaum und der beschaulichen Atmosphäre nicht begierig auf die Stelle sein?

Frau Winter steht auf und geht zum Schreibtisch. Von dort holt sie Papiere, kommt zum Tisch zurück und breitet sie vor mir aus. »Das ist der Mustervertrag. Lesen Sie ihn durch und schlafen Sie meinetwegen noch ein, zwei Nächte darüber. Wenn Sie Fragen haben, melden Sie sich bei mir. Wir können Ihnen gern ein Zimmer im Altenteil anbieten. Es ist nicht saniert, aber sauber. Ich zeige es Ihnen, bevor Sie fahren, damit Sie alle Gegebenheiten kennen. Das Zimmer wäre kostenlos. Die Hauptmahlzeiten ebenfalls, aber dafür ist das Gehalt kleiner. Folgen Sie mir?«

Ich bin baff. Mit so einer raschen Entscheidung habe ich nicht gerechnet. Warum auch immer, ich bin davon ausgegangen, dass sie sich mit ihrem Bruder beraten möchte. Am Telefon klang das Gespräch so, als müsste sie ihn erst noch davon überzeugen, einen neuen Mitarbeiter einzustellen. Die müssen echt dringend jemanden suchen.

Frau Winter wartet an der Tür auf mich. Schwerfälliger als angebracht erhebe ich mich und folge ihr durch die Bürotür nach draußen.

Mit ihrem Arm deutet sie auf das linke Gebäude. »Im Haupthaus wohnen wir. In der Scheune ist das Büro meines Bruders untergebracht, unter dem Sie arbeiten werden. Schade, dass Sie ihn heute nicht kennenlernen, denn er hätte Ihnen sicher gern weitere Einzelheiten erklärt, aber nun ja. Es ist, wie es ist und wir müssen flexibel bleiben.«

Neben dem Hofladen befindet sich eine Tür, die sie aufschließt und eine Treppe emporsteigt. Wir stehen in einem Flur, von dem sechs Türen abgehen. Vor einer bleibt sie stehen und öffnet diese mit dem Schlüssel.

Wir betreten ein geräumiges, lichtdurchflutetes Zimmer. Ein Bett, ein Schrank, ein Sessel, eine Pantryküche und ein kleines Bad befinden sich darin. Nichts Zeitgemäuses, aber sauber.

Und auf eine gewisse Art charmant.

»Sie müssen hier nicht wohnen, falls Sie lieber mit dem Auto pendeln wollen«, erklärt sie, während ich eintrete, um mir das Zimmer anzusehen.

»Nein, ich nutze das Angebot gern. So kann ich zwei Stunden durch den Stau und jede Menge Spritkosten sparen«, erkläre ich aus dem Fenster sehend.

Die Sonne senkt sich inzwischen am südwestlichen Himmel. Ihr mattes, gelbes Licht durchflutet den rechten Teil des Zimmers, was demzufolge unglaublich verträumt und behaglich anmutet. Vor dem Fenster entdecke ich den Hausbaum, der mit seinen zarten, frischen Triebspitzen ebenfalls von der untergehenden Sonne angeleuchtet wird. Die zwitschernden Vögel, die sich im Baum tummeln, höre ich sogar durch die geschlossenen Fenster.

Gott, finde ich den Hof paradiesisch.

»Gut, abgemacht. Lesen Sie sich den Vertrag in Ruhe durch. Melden Sie sich danach telefonisch. Meinetwegen können Sie in vier Wochen anfangen.«

»Ist mir lieb«, murmele ich mit Blick auf den wunderschönen Hausbaum.

»Prima.«

Ich wende mich ihr zu und lächele sie zufrieden an. »Morgen Nachmittag haben Sie meine Entscheidung. Es sei denn, die Bezahlung ist unterirdischer als unterirdisch.«

Gut aufgelegt, lacht sie und wirft ihren Kopf zurück. »Bitte nennen Sie mich Lea.«

»Okay, Lea. Ich bin Amelie.«

»Würde mich freuen, wenn du zusagst. Entschuldige bitte, ich erwarte einen dringenden Anruf von einem wichtigen Kunden und muss in das Büro zurück.«

Ich folge ihr bis zur Bürotür, wo wir uns zum Abschied die Hände kräftig schütteln und voneinander verabschieden. Mit zwei Exemplaren des Vertrages stehe ich im Innenhof und juble innerlich vor Freude. Hastig blättere ich ihn durch, während ich zum Parkplatz schlendere.

Er ist detailliert aufgesetzt und enthält sogar den dazugehörigen Einarbeitungsplan. Damit hat sich jemand auffällig viel Mühe gegeben, denn das ist nicht an der Tagesordnung. Mein Gehalt ist nicht berauschend, aber in Anbetracht dessen, dass Hauptmahlzeiten und Unterkunft frei sind, ist es fair. Ich stolpere über die Befristung des Vertrages.

Das ist nicht gut.

Durch die Fensterscheibe sehe ich Lea, die am Schreibtisch steht und telefoniert. Ich eile zurück, klopfe an und trete ein. Weil sie spricht, warte ich am Empfangstresen. Sie müht sich nach allen Regeln der Kunst ab, einen verärgerten Kunden zu beschwichtigen. Irgendwer hat vor zwei Tagen lädierte Ware kommissioniert, was den Kunden nun verärgert in den Telefonhörer dröhnen lässt.

Müde und erschöpft beendet sie das Gespräch. »Ja, Amelie? Was gibt es? Du siehst nicht begeistert aus.«

»Im Vertrag steht, dass die Stelle befristet ist, was sich schwierig für mich gestalten kann«, platze ich frei heraus. »Ich meine, ich bin derzeit fest angestellt und kündige ungern für zwei Monate mit ungewisser Zukunft. Klar bin ich da wenig begeistert. Und du hast gesagt, ich kann nachfragen ...«

»Verstehe«, meint Lea, kommt zu mir und deutet einladend zum Stuhl, in den ich mich prompt setze. »Ich möchte jemand einstellen, der unbefristet bei uns arbeitet, aber mein Bruder hat seine Bedenken. Sieh die zwei Monate als Probezeit an. Wir sprechen miteinander, wenn sie verstrichen ist. Ich kann dir keine Hoffnungen machen, würde mich aber wirklich freuen, wenn du dich bewährst und dauerhaft hier auf dem Hof siehst. Ich kann dich gut leiden und das ist mir in puncto Zusammenarbeit wichtig. Wichtiger als Fachkenntnisse, die sich jeder halbwegs intelligente Mensch schließlich auf verschiedene Weise aneignen kann.«

»Es ist also eine Probezeit, ich verstehe.«

»Ja, genau«, antwortet sie, »und das Maximale, was ich bei meinem Bruder herausholen konnte, nachdem ich erwähnt habe, dass du aus der Bürobranche kommst. Versteh es nicht falsch. Er hat keine Zeit und Nerven, um alle paar Tage neue Leute einzuarbeiten.«

»Das kann ich nachvollziehen und danke, für deine offenen Worte, Lea.«

»Von mir immer gern. Schon am Telefon warst du meine Favoritin. Solltest du dich in der Probezeit bewähren, kann er gar nicht anders, als einem unbefristeten Vertrag zuzustimmen. Oft wollen es die Mitarbeiter gar nicht, weil sie weiterziehen. Oder sich überschätzen. Nicht vergessen, für jemand aus dem Büro ist es nun einmal ein Knochenjob. Alles liegt allein an dir«, erklärt sie und lächelt hinreißend. Das Telefon klingelt wiederholt, daher sieht sie entschuldigend zu mir.

»Okay, ich lasse es mir durch den Kopf gehen und melde mich wie vorhin besprochen. Es geht hier wohl zur Sache.«

»Nur im Augenblick. Eigentlich läuft alles entspannt. Uns ist ein fürchterlicher Fehler unterlaufen, den wir nun umständlich ausbügeln müssen. Der Händler ist ein gewiefter Geschäftsmann und will logischerweise das Beste für sich herausholen.«

»Verstehe, dann schleiche ich mich leise hinaus.«

»Ich freue mich, bald von dir zu hören«, versichert Lea und hebt den Telefonhörer ab.

Im Hinausgehen sehe ich sie winken und höre, wie sie sich mit ihrem Nachnamen meldet. Aufmerksam schaut sie mir lange hinterher, wie ich über den Hof zum Auto schlendere, während sie am Telefon mit dem Händler die Höhe des Preisnachlasses verhandelt.

Ende der Leseprobe